

Ewige Unruhe

In der Vergangenheit wurden Leichen zuweilen ausgegraben und geköpft, um sicherzustellen,

dass Verstorbene niemals wiederkehren. **Von Angelika Franz**

Es braucht Mut, ein Grab zu öffnen, in dem der Tote erst halb verwest ist. Und es gilt Abscheu zu überwinden, um dann hineinzugreifen, den Schädel mit den modrigen Haut- und Muskelresten daran in die Hände zu nehmen, ihn vom Hals abzureissen und mit dem Gesicht nach unten in eine Ecke der Grabgrube zu drücken. Genau dies müssen im 9. Jahrhundert eine Handvoll Leute in der Kirche von Elsau, östlich von Winterthur, mit der Leiche einer Frau getan haben. Ausgräber der Kantonsarchäologie Zürich fanden Spuren dieses unheiligen Treibens im Anbau des Gotteshauses. Zu solchen drastischen Massnahmen griff nur, wer Angst hatte. Angst um sein Leben. Angst vor dem, der da im feuchten, kalten Grab lag. Denn das Abtrennen des Kopfes galt als altbewährtes Ritual, um die Rückkehr von Wiedergängern - oder Untoten - zu verhindern.

Egal ob Römer, Kelten oder alte Eidgenossen, jede Kultur hat eigene Bräuche, ihrer Toten zu gedenken wie Allerseelen oder Halloween, eigene Geschichten von Untoten - und ihre eigenen Massnahmen, um diese im Grab zu halten. Seit einigen Jahren beginnen Archäologen, die Untoten wiederzuentdecken. Vorher galten Friedhöfe jüngerer Epochen als wissenschaftlich uninteressant, weil in christlichen Gräbern keine wertvollen Beigaben liegen. Auch auf nichtchristlichen Friedhöfen blieben sie unentdeckt, denn vor zehn Jahren hätte sich noch kein Archäologe getraut, zuzugeben, dass er auf seiner Grabung Untote gefunden hatte. Zu gross war die Angst vor dem Spott der Kollegen. Erst seit es in der Archäologie weniger um die Jagd nach Kunstgegenständen als um die Erforschung des historischen Alltags geht, tauchen Untote in Fachpublikationen auf.

Dass mit dem Grab in Elsau etwas nicht stimmte, merkten die Archäologen schon vor der Öffnung. Auf einer dicken Schicht aus Tuffsteinen, grossen Kieseln und

Feldsteinen lagen eine Adlerklaue und die Überreste einer Fuchspfote: heidnische Symbole in einer christlichen Kirche. Wer war diese Frau? Sie muss zur Oberschicht gehört haben, denn ihre Knochen zeigten keinerlei Anzeichen von Mangelernährung. Dafür litt sie über lange Zeit an grossen Schmerzen. Eine Fehlstellung der Wirbelsäule, Arthritis und Zahnprobleme müssen ihr das Leben zur Hölle gemacht haben. Trotzdem wurde sie etwa 42 Jahre alt - im 9. Jahrhundert ein respektables Lebensalter. Ihr Grab ist eines von nur zweien, die nicht auf dem Friedhof, sondern im Inneren der Kirche lagen. Da sie als Frau aber nicht zum Klerus gehört haben kann, müssen ihre Verwandten viel Geld gezahlt haben, um ihr diese besondere Grablege zu ermöglichen.

Schon bei der Trauerfeier traf man erste Massnahmen gegen ihre mögliche Wiederkehr. Die Beine der Frau, insbesondere die Fussgelenke, lagen auffällig dicht beieinander. Das ist nur möglich, wenn sie gefesselt waren. Ausgereicht hatte die Massnahme offenbar nicht. Denn bevor die Verwesung ganz abgeschlossen war, öffnete man das Grab, riss der Frau den Schädel ab, quetschte ihn umgekehrt in die Ecke, mauerte das Grab zu und sicherte es zusätzlich mit Adlerklaue und Fuchspfote. Möglicherweise versuchte man auch, ihr die Achillessehnen durchzutrennen, denn die Archäologen entdeckten am rechten Fuss leichte Schnittspuren.

Kreuzförmige Schlitze in der Haut

Die frühesten Beispiele von Wiedergängerglauben stammen aus der Altsteinzeit, als man über die Gräber verdächtigter Toter schwere Schulterblätter von Mammuts legte, so dass jede Wiederkehr unmöglich wurde. Noch im Januar 2005 gruben ein paar Männer im rumänischen Dorf Marotinu de Sus die Leiche des kurz zuvor verstorbenen Petre Toma aus, den man verdächtigte, ein Vampir zu sein. Mit einer Handsense schlitzten sie seine halb verweste Haut kreuzförmig auf. Sie brachen

ihm die Rippen, spießten ihm das Herz auf und stopften glühende Kohlen in die Herzkammern. Die verkohlten Reste wurden in einem Mörser zerstoßen und in Wasser verrührt. Tomas Nichte, die unter Albräumen von ihrem Onkel gelitten hatte, musste das Gebräu hinunterwürgen. Kaum war das Glas geleert, ging es ihr besser.

Die Furcht der Menschen vor den Untoten lässt sich archäologisch nicht nachweisen, dafür aber die Massnahmen, mit denen diese ihre Angst bekämpften. Das konnten zum Beispiel schwere Steine sein zum Beschweren der Leichen. Manchen Untoten schlug man den Kopf ab, anderen die Füsse. An einigen Orten galt ein Pflock durchs Herz

als wirksam, an anderen Eisennägel durch Hände und Füsse oder ein Strick um die Beine. Oder man drehte den Toten einfach um. Lag er mit dem Gesicht nach unten im Grab, konnte er sich nicht mehr an die Oberfläche graben, sondern wühlte sich stattdessen nur immer tiefer ins Erdreich hinein.

Doch was gab den Menschen Anlass zur Befürchtung, dass Tote wiederkehren würden? Der Aberglaube bot viele Verdachtsmomente: etwa, wenn Hobelspäne im Sarg fehlten, weil der Schreiner vergessen hatte, sie hineinzulegen. Oder wenn die Nadel, mit der das Totenhemd genäht wurde, in eine Ritze fiel und im Sarg nicht aufzufinden war. Oder wenn die Magd vor lauter Arbeit nicht dazu kam, das Feuer zu löschen, nachdem die Leiche aus dem Haus getragen worden war. Oder wenn der Knecht eine Goldmünze des Verstorbenen stibitzte. Einige Risiken waren auch schon zu Lebzeiten bekannt, darunter das «falsche» Geburtsdatum in einer der Raunächte zwischen Weihnachten und Neujahr oder die Neigung zu Alkohol und Glücksspiel. Wer als Zwilling geboren, körperlich deformiert oder geistig zurückgeblieben war, galt von vornherein als suspekt. Die Gründe waren vielfältig und das Risiko, zum Untoten zu werden, enorm hoch.

Selbstmörder standen unter Generalverdacht, keine Totenruhe zu finden. Der Friedhof blieb ihnen verwehrt - trotzdem wollte man die Leichen unbedingt loswerden, damit sie nicht zurückkehren und Schaden anrichten konnten. Üblich war daher lange Zeit, Selbstmörder in ein Fass zu stecken

und vom nächsten Fluss fortschwemmen zu lassen. Im Jahr 1552 allerdings verbot die eidgenössische Tagsatzung dieses Prozedere - es wurde zu teuer, da die Scharfrichter

zu oft damit beauftragt werden mussten, verkeilte Fässer wieder flottzumachen. Stattdessen sollte fortan verbrannt werden, wer der Wiederkehr verdächtigt wurde. Unter Verdacht standen sowieso alle, die nicht auf natürlichem Wege aus dem Leben geschieden waren. Dazu gehörten auch Frauen im Kindbett, Männer im Krieg oder auf See, Unfallopfer oder zum Tode Verurteilte. Letztgenanntes blieb, wie den Selbstmördern, oft die Beisetzung in geweihter Erde verwehrt. Man verscharrte sie dort, wo sie ihr Leben gelassen hatten:

auf dem Richtplatz. Entsprechend galten die Richtstätten als Orte, die man nach Einbruch der Dunkelheit besser mied. Da reichte es nicht, dass die Scharfrichter Vorkehrungen trafen, um ihre Kundschaft an der Wiederkehr zu hindern.

Auf die solide Arbeit der Scharfrichter stiess der Archäologische Dienst des Kantons Bern 2009, als in Schönberg Ost ein Stadtquartier mit Mehrfamilienhäusern entstehen sollte. Bei den Voruntersuchungen des Geländes fanden sie Spuren des sogenannten alten Hochgerichts «untenaus», einer der drei mittelalterlichen Richtstätten Berns. Einige der Gehängten hatten Glück, sie bekamen ein Einzelgrab. Allerdings hatte der Scharfrichter sie mit dem Gesicht nach Westen hineingeworfen, statt mit dem Blick nach Osten - und ihnen damit verwehrt, am Tag des Jüngsten Gerichts den Erlöser zu erblicken. Auch hatte er einige vorsichtshalber in Bauchlage verscharrt. Die weniger Privilegierten landeten in einer Grube mit schätzungsweise 20 Menschen plus diversen losen Körperteilen. Es war eine Abfallgrube, in die der Scharfrichter gekehrt hatte, was nach Wochen oder Monaten am Galgen oder Rad von den verwesenen Körpern übrig geblieben war. Am Ende waren sechs riesige Findlinge über die Knochen gerollt worden. Aus dieser Grube sollte kein Untoter jemals auferstehen können.

Abergläubische Scharfrichter

Die Scharfrichter der ehemaligen Richtstätte des Standes Luzern in Emmen müssen besonders abergläubisch gewesen sein. 1988 und 1989 fanden die Ausgräber der Kantonsarchäologie Luzern hier 41 Tote, die ohne Rücksicht auf eine Himmelsrichtung verscharrt worden waren. Den Scharfrichtern von Emmen reichte es aber nicht, einzelne Tote in Bauchlage oder unter schweren Steinen zu bestatten. Sie legten ihnen zusätzlich Fragmente von Ziegelsteinen auf den Mund. Das war eine beliebte Abwehrmassnahme gegen «Nachzehrer» - eine besondere Art von Untoten, die das Grab nicht verliessen, sondern von dort aus am Leichentuch oder -hemd lutschten, um die Lebenden zu sich ins Grab zu saugen. Blockierte man nun den Mund mit einem Kiesel- oder Ziegelstein, so saugten sie stattdessen daran, und die Nachwelt war sicher.

Ob Verbrecher oder unschuldige Kinder, wie viele Menschen nach ihrem Tod tatsächlich als Untote galten, wissen wir nicht. Aber selbst wenn nur etwa fünf bis zehn Prozent aller Toten als Wiedergänger gefürchtet wurden, lässt sich mit Sicherheit sagen: Jeder kannte einen, jeder hatte einen Untoten in der erweiterten Familie. Es gab immer einen Onkel, den man im Grab mit Steinen beschweren musste. Oder eine Tante, der man bei der Beerdigung sicherheitshalber das Herz durchbohrte oder den Kopf abschlug. Die Legenden von den Untoten waren keine Gruselmärchen. Sie waren gelebte Familiengeschichte.

Von Angelika Franz und Daniel Nösler stammt das neue Buch: «Geköpft und gepfählt. Archäologen auf der Jagd nach den Untoten». Theiss, Darmstadt 2016.

208 S., Fr. 28.90.

Ewige...

Fortsetzung Seite 59

Fortsetzung von Seite 57